

Malves Mitgift.

Roman von Curt Harnsdorf.

I. Kapitel.

Mit seiner wohlgepflegten, weißen Hand, an deren kleinem Finger ein Brillant seine Strahlen warf, hatte der Geheimrath Breitenbach die Papiere durchblättert, die der Bankdirektor Scherndel ihm überreicht hatte. Gegen seine Gemohnheit hatte er heute nicht einmal den Ueberrock abgelegt, als er vor dem mächtigen Schreibtisch Platz nahm, an dem er sonst täglich mehrere Stunden zu arbeiten pflegte. Das luxuriös ausgestattete Gemach, dessen gepolsterte Thüren jeden störenden Laut von draußen abhielten, stand ja allein dem Herrn Vorjahren des Aufsichtsraths zur Verfügung, und in der Handelsbank wohnte bis zum letzten Kassenboten herab jeder, daß einzig in diesem Kabinett alle wichtigen Entscheidungen und Verfügungen getroffen wurden.

Auch die ganze Haltung, in welcher der noch jugendliche Direktor jetzt neben dem Geheimrath stand, war ein deutlicher Beweis für die dominante Stellung, die dieser wohlbeleibte Herr mit dem gesund geröteten, von beinahe weißen Bartfäden eingestreuten Antlitz hier in dem palastartigen Gebäude der weltberühmten Bank einnahm. Der zur geschäftlichen Leitung des großen Instituts berufene Direktor sah in dem Präsidenten des Aufsichtsraths offenbar einen unmittelbaren Vorgesetzten, dessen Befehle er bedingungslos Folge zu leisten hatte.

Mit einem leichten Kopfnicken schob der Geheimrath die Briefschaften zurüd. „Das alles sind Kleinigkeiten, lieber Scherndel, über deren Behandlung ich Ihnen weiter keine Direktiven zu geben brauche. Ist sonst nichts vorgekommen?“

„Unten bei meinem Kollegen Naumann liegt noch ein Brief der Vereinigten Berg- und Hüttenwerke, Herr Geheimrath! Direktor Rodewig theilt uns darin mit, daß er dreimalhunderttausend Mark auf uns gezogen habe und bittet um Inanspruchnahme der Treue.“

Breitenbach bis dahin freundlich lächelndes Antlitz wurde plötzlich ernst. Eine Unmuthsfaule erschien zwischen seinen starken, weißen Augenbrauen. „Scherndel! Und abermals ohne vorherige Anfrage? Schreiben Sie Rodewig sofort, daß das aufhöre, zu deren Ausstellung wir nicht unsere Einwilligung gegeben haben.“

„Sehr wohl, Herr Geheimrath! Aber ich fürchte, dieser Brief wird ebenso erfolglos bleiben wie die früheren. Die wir in demselben Sinne an die Vereinigten Berg- und Hüttenwerke geschrieben haben.“

„Sie waren jedenfalls nicht energisch genug gehalten. Aber es ist wirklich die höchste Zeit, diesen Rodewig darüber aufzuklären, daß er doch schließlich nicht ganz nach seinem Belieben über uns verfügen kann. Ich werde selbst das Schreiben entwerfen. Es wird früh genug sein, wenn es in zwei oder drei Tagen abgeht. Denn vorher werde ich kaum Zeit dazu finden.“

„Und der dreimalhunderttausend Mark, die er jetzt auf uns gezogen hat?“

„Der Wechsel muß selbstverständlich honorirt werden. Wir dürfen den Kredit der Gesellschaft, mit der wir so eng liest sind, nicht erschüttern.“

„Ich war derselben Ansicht. Haben Sie, Herr Geheimrath, sonst noch eine Anweisung zu geben?“

„Nicht daß ich möchte. Und Sie müssen sich nun wohl morgen oder übermorgen ohne mich behelfen. Sollte etwas besonders Wichtiges vorkommen, so können Sie mich ja telephonisch anrufen. Herüberkommen werde ich in diesen beiden Tagen schwerlich können.“

Der Direktor lächelte verständnisvoll. „Das läßt sich begreifen. Wenn man ein so bedeutsames Familienfest feiert!“

Breitenbachs lächelnde Laune war schon wieder verfliegen. Wie ein Aufleuchtender freudiger Genugthuung ging es über sein Gesicht.

„Man verheirathet allerdings nicht oft eine Tochter, mein lieber Scherndel,“ sagte er jovial. „Aber ich wünschte doch, der Trubel wäre erst glücklich vorüber. Eine große Hochzeitsfeier werden wir auf Wunsch meines Schwiegersohnes nicht veranstalten. Aber zu dem morgigen Fortabend habe ich doch mehr als hundert Gäste im Hause. Ich werde ja das Vergnügen haben, auch Sie unter ihnen zu sehen.“

Der junge Bankdirektor verbeugte sich höflich. „Die Einladung war mit einer großen Ehre, Herr Geheimrath!“

„Sie wissen, daß ich im allgemeinen mit den Herren von unserer Bank einen Abstand zu halten wünsche. Uebrigens — dabei fällt mir ein, daß man neuerdings gar nicht mehr von unserem ehemaligen Prokuristen Rainsdorf hört. Er wollte doch als Theilhaber in ein kleines Bankgeschäft eintreten. Ist Ihnen etwas darüber zu Ohren gekommen?“

Der Direktor verneinte. Als er jedoch die gespannte Miene des Geheimraths sah, mit der dieser scheinbar eine eingehendere Auskunft erwartete, fuhr er fort: „Es dürfte damit für Rainsdorf auch keine Schwierigkeiten haben. Soviel ich weiß, besitzt er nur ein sehr geringes eigenes Vermögen, und die dreihunderttausend Mark, die unsere Bank ihm bei seinem vorzeitigen Austritt ausbezahlt hat, reichen für die Verbelegung an einem größeren Unternehmen doch wohl nicht aus.“

„Natürlich nicht. Er müßte schon jemanden finden, der seine kaufmännische Tüchtigkeit als ein genügendes Einlagekapital betrachte. Es war im Grunde doch eine unbegreifliche Thorheit, daß er ohne alle Noth seinen gut bezahlten Posten bei uns aufgab trotz seiner guten Aussichten.“

Scherndel machte ein verständnisvolles Gesicht, und nachdem er sich durch einen prüfenden Blick auf das Antlitz des Geheimraths überzeugt hatte, daß der Allgemeintheil bei hinlänglich guter Laune sei, um eine derartige Bemerkung gnädig aufzunehmen, erwiderte er: „Die Aussichten waren ihm doch wohl nicht glänzend genug. Wenn man sich in seinen Wünschen und Hoffnungen zu hoch versteigt, wird man leicht enttäuscht.“

Der Geheimrath zuckte mit den Achseln. „Sie meinen, daß die Verlobung meiner Tochter mit dem Leutnant Freiherrn von Degenrod ihm eine solche Enttäufung bereitet hat?“

„Lieber Gott, darauf hätte er sich als halbwegs vernünftiger Mensch doch niemals Hoffnung machen können.“ Eine der gepolsterten Thüren wurde nach vorherigem Anklopfen geöffnet und einer der Bankdiener steckte den Kopf herein. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Geheimrath, der Handelsredakteur Schmeder ersucht dringend um ein kurzes Gehör.“

Breitenbach winkte ungeduldig abweisend mit der Hand. „Sagen Sie ihm, ich hätte heute keine Zeit. Er möchte in drei Tagen wiederkommen.“

Der Bankdiener zog sich zurück, aber noch ehe die beiden Herren mehr als ein paar Worte miteinander hatten wechseln können, erschien er von neuem. „Herr Schmeder hat mir diese Karte gegeben und läßt den Herrn Geheimrath dringend bitten, sie eines Blickes zu würdigen.“

„Der Mensch ist mit seiner Zudringlichkeit geradezu unaussprechlich,“ sagte Breitenbach. Aber er nahm dem Diener doch die Karte aus der Hand und las die mit Bleistift darauf gesetzelten Zeilen: „Angelegenheit von höchster Wichtigkeit — duldet keinen Aufschub — größte Gefahr im Verzuge.“

Der Geheimrath riß die Karte langsam in kleine Stücke und warf die Begehen in den Papierkorb. „Führen Sie ihn also in Gottesnamen herein, da er ja doch nicht loszumerden ist. — Sie lassen mich wohl mit ihm allein, lieber Scherndel!“

Der Direktor zog sich zurück. Er sah nur eben noch durch die andere Thür der Gemelbeten eintreten, dessen höflichen Gruß er mit einer sehr herablassenden Kopfnicken „aderte.“ Dieser sogenannte Handelsredakteur hatte allerdings nicht das Aeußere und das Auftreten eines Mannes von starkem Selbstbewußtsein. Von kaum mittelgroßer, schwächerer Gestalt machte er in seiner gebeugten Haltung und mit seinen schon umherblickenden Augen vielmehr ganz den Eindruck eines demüthigen Bittstellers.

Auch seine Stimme hatte einen leisen, schüchternen Klang, als er sagte: „Der Herr Geheimrath wollen verzeihen, daß ich mich nicht ohne weiteres abweisen ließ. Aber nach all dem Wohlwollen, das Herr Geheimrath mir bisher erzeigte, mußte ich es für meine Pflicht halten, Sie zu warnen.“

Breitenbach hatte ihn nicht aufgefordert, sich zu setzen. Alle Jovialität und Bonhomie war aus seinem Gesicht verschwunden. Es war kalt und undurchdringlich — das Gesicht eines Mannes, der gewohnt ist, seine Gedanken zu verbergen. „Wohin?“

Der Journalist schob sich ganz nahe an den Sessel des Geheimraths heran, um den Klang seiner Rede bis zu einem kaum noch vernehmlichen Klüffern dämpfen zu können. „Der ‚Herold‘ wird einen Artikel gegen die Handelsbank bringen — einen sehr gefährlichen Artikel. Ich habe mir unter den größten Schwierigkeiten noch vor der Drucklegung einen Abzug verschafft — und im Vertrauen auf Ihre Discretion, Herr Geheimrath — da, lesen Sie selbst!“

Er hatte zwei längliche, bedruckte Papierstreifen entrollt, wie sie beim Korrigieren des Zeitungstextes benutzt werden und legte sie vor den Geheimrath auf den Schreibtisch. „Als er die Ueberschrift las, runzelte Breitenbach leicht die Stirn. Denn am Kopfe des Artikels war in fetten Buchstaben zu lesen: ‚Die Handelsbank und die Vereinigten Berg-“

und Hüttenwerke. Eine Warnung in zwölfster Stunde.“

„Eine von den periodischen Anzapfungen vermuthlich, an die wir nachgerade schon gewöhnt sind. Es wird kaum der Mühe werth sein, daß ich's lese. Der Kurztitel beweist zur Genüge, wie wenig das Publikum sich Latum kümmert.“

Scherndel atmete tief auf wie jemand, dem eine schwere Last auf dem Herzen liegt. Und es klang sehr bestimmt, als er sagte: „Sie sollten es doch lesen, Herr Geheimrath! Denn es ist diesmal nicht loß ein allgemeines Raisonnement, sondern es sind thatsächliche Angaben, deren Veröffentlichung unabsehbare Folgen haben könnte.“

Breitenbach hatte den von einem breiten Schildpattrande eingefassten Sessel aufgesetzt und sich in seinen Fingern zurückgelehnt. Die Papierstreifen weit von sich abhaltend, las er den Artikel von ersten bis zum letzten Wort. Angethnt hingen die Augen des Journalisten an seinen Zügen. Aber das Antlitz des Lesenden blieb unbeweglich, nur daß das mächtige, austretende Kinn sich noch etwas weiter vorzuschieben schien, den energischen Charakter des großen, breiten Gesichtes fast bis zu einem Ausdruck der Brutalität steigend.

Als er zu Ende war, fragte er kurz: „Von wem hat Ihre Zeitung das Material zu diesem Artikel erhalten?“

„Ich weiß es nicht, Herr Geheimrath; wohlhabend, ich habe keine Ahnung.“

„Sie wissen es nicht? Soll der Kuffak denn nicht im Handelsstheil des ‚Herold‘ erscheinen? Und steht dieser Theil nicht unter Ihrer Redaktion?“

Herr Schmeder schien noch mehr in sich zusammenzufinken. „Ach, daß es mit meinem Einfluß als Redakteur nicht viel auf sich hat, ist doch dem Herrn Geheimrath längst kein Geheimniß mehr. Ich bin auch eigentlich gar nicht berechtigt, mich so zu nennen. Der Verleger hat mich gegen den Willen des Chefredakteurs Herrn Dr. Elshofen dazu ermächtigt, weil ich mich auf solche Art leichter bei den Banken einführen kann, die mir Auftragsaufträge für den ‚Herold‘ geben sollen. Im übrigen reicht meine Macht nicht weiter als zur gelegentlichen Vereinerung kleiner, unverfänglicher Notizen. In allen Angelegenheiten von einiger Bedeutung trifft einzig und allein der allmächtige Chefredakteur die Entscheidung.“

„Daß Ihre Stellung eine so untergeordnete ist, höre ich heute zum ersten Mal. Finden Sie nicht selbst, Herr Schmeder, daß Sie sich unter solchen Umständen Ihre angelegliche Thätigkeit in unserem Interesse viel zu hoch honoriren ließen?“

Der verächtliche Ton der Frage schmerzte den Journalisten zu Boden. „Ich habe jederzeit für die Handelsbank gethan, was in meinen Kräften stand,“ verteidigte er sich kleinlaut. „Wenn es bekannt wird, daß ich den Leiter der Buchdruckerei durch Bestätigung veranlaßt habe, mir jedesmal Mittheilung davon zu machen, sobald etwas über Ihr Institut oder über die Vereinigten Berg- und Hüttenwerke gebracht wird, so verliere ich nicht nur augenblicklich meine Stellung, sondern es ist mit meiner journalistischen Laufbahn überhaupt zu Ende.“

„Nun, wir wollen in diesem Augenblick nicht untersuchen, wie viel oder wie wenig Ihre Dienste für unsere Bank werth gewesen sind. Sie haben ja jetzt Gelegenheit, uns Ihren guten Willen zu beweisen, indem Sie die Aufnahme dieses Artikels verhindern. Sein Inhalt ist selbstverständlich von Anfang bis zu Ende erlogen; aber er darf nichts desto weniger unter keinen Umständen erscheinen.“

„Das habe auch ich mir sofort gesagt. Wahr oder unwahr — er würde jedenfalls eine verhängnisvolle Panik unter den Aktionären hervorufen. Aber ich kann nichts dazu thun, Herr Geheimrath — wahrhaftig, ich kann nicht.“

„Neden wir deutlich miteinander, Herr Schmeder: Ich zahle Ihnen dreitausend Mark, wenn der Artikel unterdrückt wird.“

Der Journalist wand sich wie in festigen körperlichen Schmerzen. „Und wenn Sie mir hunderttausend böten, ich dürfte sie nicht annehmen. Denn was Sie von mir verlangen, steht nicht in meiner Macht. Ich dürfte nicht einmal verrathen, daß ich etwas von dem Artikel weiß.“

„Aber Sie können doch vielleicht den Vermittler machen, der Breitenbach ungeduldig ein. ‚Jugend einen Weg gibt es in solchen Fällen immer. Und auf ein paar tausend mehr oder weniger kommt es durchaus nicht an.“

„Der Artikel ist von der eigenen Hand des Doktor Elshofen mit dem Vermerk ‚Wichtig! Eilt sehr!‘ versehen worden. Und es gibt nur einen einzigen Menschen beim ‚Herold‘, der seine Aufnahme verhindern kann. Das ist Dr. Elshofen selbst. Aber mit Geld, Herr Geheimrath, mit Geld ist da nichts zu machen. Und ich beschwöre Sie um Gotteswillen, es nicht zu versuchen.“

„Ja, wenn nicht mit Geld, womit denn sonst? Orden habe ich nicht zu verschleppen.“

„Wenn Sie noch heute mit ihm reden würden — natürlich unter irgend einem Vorwande und ohne zu verrathen, daß Sie schon etwas von dem Aufsatz wissen — und wenn Sie ihn überzeugen könnten, daß man ihn mit falschen Angaben getäuscht hat — was denken Sie! Soll ich etwa als

Bittsteller zu dem Manne gehen — zu diesem hochmüthigen Herrn, der das öffentliche Gewissen in seiner wichtigsten Persönlichkeit verkörpert glaubt und beständig wie Don Quixote einen Kampf gegen Windmühlen führt? Er ist mein Freund nicht, Ihr Herr Chefredakteur, und er und ich, wir beide wissen zur Genüge, wie wir miteinander daran sind.“

„Aber es gibt doch keinen anderen Weg — glauben Sie es mir, Herr Geheimrath! Und Sie brauchen sich zu fürchten, daß Doktor Elshofen sich durch persönliche Vereinerungsmittel beeinflussen läßt. Er hat ja seine Eigenheiten, und ich möchte durchaus nicht behaupten, daß es ein Vergnügen ist, mit ihm umzugehen. Aber er ist absolut unbestechlich — in jeder Hinsicht. So wenig er seinen eigenen Sohn schonen würde, wenn es seiner Meinung nach gilt, einen öffentlichen Schaden aufzudecken, so wenig wird er sich durch persönliche Vereinerungsmittel oder der Gehässigkeit hinreißen lassen. Er ist ein Ehrenmann, das muß man ihm lassen, bei all seinem Eigensinn.“

„Aber gilt es nicht, Herr Geheimrath, die Herdorgeprüdelten Wortschwall des Journalisten?“

„Hören Sie auf! Was kümmern mich die guten oder schlechten Eigenschaften dieses Doktor Elshofen! Wann sollte der Artikel erscheinen?“

„Er ist für die morgige Abendausgabe bestimmt. Wenn er zurückgekommen werden soll, müßte es bis heute Abend geschehen sein.“

„Und wann trifft man den Herrn Chefredakteur sicher in seinem Bureau?“

„Er arbeitet abendlich mindestens bis zehn Uhr auf der Redaktion.“

„Es ist gut. Ich werde mir's überlegen, was da zu thun ist. Lassen Sie mir diesen Abzug hier zurüd.“

„Gewiß, Herr Geheimrath, er ist ja für Sie bestimmt. Aber ich bitte Sie nochmals inständigst, verrathen Sie mich nicht! Es kostet mich mein Brod.“

„Sollen Sie unbesorgt, ich werde Sie nicht preisgeben.“

„Ich verlasse mich auf Ihr Wort. Es ist ja nun mal mein Unglück, daß ich nur ein armer Teufel bin, der mit aller Mühe und Arbeit nicht in die Höhe kommen kann. Das Geld, das ich heute der Buchdruckerei für den Abzug da gegeben habe, war buchstäblich das letzte, was ich besaß.“

Breitenbach verstand den Wink und griff in die Tasche seiner weißen Weste. „Da haben Sie fünfzig Mark,“ sagte er, die Goldstücke geringeltätig auf die Schreibtischplatte werfend. „Wenn der Artikel unterdrückt wird, können Sie sich wieder bei mir melden. Dann soll es Ihnen an einem entsprechenden Lohn für Ihre Mittheilung nicht fehlen.“

Scherndel bedankte sich demüthig, aber das schmerzliche Zucken in seinem gelben, mageren Gesicht bewies, daß doch wohl noch nicht alles Schreckhaft in ihm erloschen war. Mit einem schüchternen Gruß, der seiner Erwieberung gewürdigt wurde, schlich er hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Senta Wolsburg.

Roman von Elisabeth Borchart.

(19. Fortsetzung und Schluß.)

„Du hast Größeres vollbracht, als Dein Vater erlitten hat, mein Herrgensweib. Du hast nicht allein mit ihm verlohnt, sondern Du hast mich auch gelehrt, ihn zu verurtheilen und zu begreifen. Ich bin vorurtheilsfrei geworden und — er lächelte — wie sollte ich auch nicht? Habe ich doch selbst — eine Opernsängerin geheirathet.“

„Das war das rechte Wort gewesen, den trüben Bann zu brechen. Jetzt lag wieder ein glückseliges Lächeln in ihren iränennassen Augen, als sie ihren Gatten anfang und den Brief zusammefaltete und fest umschloß.“

„Das soll der Talisman, der Hüter unseres Glückes werden, Geliebter.“ Maximilian küßte sein junges Weib, das sich so vertrauensvoll an ihn schmiegte.

Und der Talisman schien sich wirklich zu bewähren. Nach einem glücklichen Jahr schenkte ihnen der Himmel das höchste Glück — das Kind, den Erben.

Gräfin Karla rißte beinahe der Schlag, als sie es erfuhr; sie klagte ihren Bruder der Infamie an und hatte für Senta nicht minder herzliche Eigenschaften zur Benennung.

Auf den, der am meisten dabei verlor, auf Hans Joachim, machte die Kunde nicht den niederstammelnden Eindruck, den man erwarten konnte. Nicht etwa, daß er sich so schnell in seine veränderte Lage gefunden oder den beiden großmüthig ihr Glück gegönnt hätte — nein, er war auch nur ein schwacher Mensch. Aber etwas anderes hatte sich inzwischen ereignet, etwas, das ihm das Leben wieder lieb und werth machte.

Im letzten Sommer hatte er seinen Urlaub bei einem Kameraden zugebracht, dessen Vater ein großes Rittergut besaß. Da traf es sich, daß Johannes Degenhart in dem dazu gehörigen Dorfe Pastor war. Ein Zufall führte die Begegnung herbei, und so peimvoll es zuerst Hans Joachim war, dem Wittwiff seiner Liebe und seiner Niederlage zu begegnen, so brachte Johannes' herzlich, harmloses Entgegenkommen ihn bald darüber hinweg.

Johannes indes sah in Hans Joachim den Mitleidenden und nicht mehr den Bevorzugten wie ehemals. Das Freundschaftsbund wurde somit erneuert, und Hans Joachim besuchte den jungen Pastor, der einsam und unumhüllt in seinem Häuschen wohnte, fast täglich.

Der Name Senta fiel ebensowenig wie der Name Ruth zwischen beiden. Doch eines Tages, als Hans Joachim gerade den Pastorgarten betrat, sah er dort Ruth stehen, wie er sie einstmals in Wolsburg getroffen hatte, am Gartenzaun lehnd. Er schrak heftig, und auch Ruth wurde leichenblau. Sie hatte nichts von seinem Hiersein gesehnt und war bei diesem unerhofften Wiedersehen sprachlos und ratlos. Warum hatte ihr Johannes das nicht geschrieben? Dann hätte sie ihren lange geplanten Besuch bei dem Bruder noch aufgehoben.

Hans Joachim hielt sich jedoch nicht mit langen Fragen auf. Er fand schnell seine Fassung und merkwürdigerweise auch den alten, heiteren Ton wieder. Als Johannes nach einer Weile heraustrat, fand er die beiden schon in vertraulichem Gespräch.

Nachher freilich machte Ruth dem Bruder Vorwürfe, daß er ihr Hans Joachims Hiersein verschwiegen habe. Er sprach liebend über ihre heißen Breden.

„Ich vergaß es zu erwähnen, Schwesterchen, aber ich weiß nicht, warum Dich Hans Joachims Anwesenheit im Herrenhause stören sollte.“

„Darauf war Ruth heiß erregt und hatte nichts mehr geantwortet. Ueber Johannes' erstes Gesicht flog ein glücklicher Schein. Ob er ein wenig Vorlesung hatte spielen wollen?“

Wenn es so war, dann hatte er Glück damit. Hans Joachim kam täglich ein — zweimal, im Vorübergehen. Und seine alte Liebe zu Ruth erwachte dabei von neuem.

Eines Abends — Johannes war nicht daheim — betrat er sehr aufgeregt den Garten, darin Ruth gerade beschäftigt war. Und hier war es, wo er ihr seine ganze Liebes- und Leidensgeschichte beichtete.

„Ich wandelte auf Irrewegen; ich glaube, Senta zu lieben, und sehe nun, daß ich einem falschen Glücke nachjagte. Du allein bist mein Glück. Kannst Du mir vergeben, Ruth?“

Und Ruth vergaß mit seligem Herzen. Sie war überglücklich, sich von Hans Joachim geliebt zu wissen; er war ihr, da er nicht mehr Majoratserbe, sondern ein einfacher Leutnant war, bedeutend näher gerückt.

Als Johannes zurückkam, fand er ein strahlendes Brautpaar, und seine noch immer etwas schmerzliche ersagungsvollen Züge erhellten sich, als er ihnen von Herzen Glück wünschte.

„Wie wollte ich Dir ein gleiches Glück von Herzen gönnen, Johannes,“ sagte Ruth später zu dem geliebten Bruder, der noch immer seine Anstalten machte, sich eine Frau zu suchen. „Was ist denn ein evangelisches Pastorhaus ohne eine fromme, tugendhafte Hausfrau?“

Sie hatte wohl eine Ahnung von dem, was er verschwiegen in seinem Herzen trug, aber sie meinte, ein Mann könne einer unglücklichen Liebe nicht so lange nachtrauern als das zarter empfindende Weib.

Johannes ächelte denn auch. „Ich glaube es Dir, mein Liebling — sobald ich eine Frau finde, die Dir gleicht, nehme ich sie,“ scherzte er.

Ruth gab ihm dafür einen scherzhaften Schlag auf den Arm und plauderte ihm noch den ganzen Abend von ihrem Glücke vor.

Am nächsten Tage reiste sie nach Wolsburg zu den Eltern zurück, wofür Hans Joachim ihr bald folgte, um sich der Eltern Antwort zu erbitten.

Einmal in Wolsburg, konnte Hans Joachim nicht umhin, die Wolsburg zu besuchen, die er noch mehr hätte betreten wollen.

Doch er hatte ja seine Ruth am Arm, und mit dieser zusammen wäre er ohne Bangen dem Teufel gegenübergetreten, wieviel mehr der schönen, lieben, jungen Schloßherrin, die ihn so freundlich und herzlich empfing, als sei nie etwas zwischen ihnen gesehnen, deren Glückwünsche so recht von Herzen kamen.

Auch Graf Maximilian zeigte seine unterhöhlte Freude über die Verlobung seines Neffen mit Ruth, und ehe Hans Joachim Abschied nahm, um in seine Garnison zurückzuziehen, hatte er ihn so weit gebracht, daß er das Rittergut Buchdorf als Hochzeitsechente von ihm annehmen wollte. Um Ruths Willen hatte Hans Joachim sich überreden lassen.

Einige Wochen später wurde der kleine Diethelm geboren, und Hans Joachim und Ruth wurden zu Pathen geladen. Beide nahmen dieses Ehrenamt mit Freuden an und trafen mit den anderen Gästen pünktlich auf der Wolsburg ein.

Schwester und Bruder nahestanden, wieder zusammenführte. Schon zur Taufe ihres Erstgeborenen hoffte Senta auf diese Zeit voller Zuversicht, und darum fiel trotz Roberts Ablehnung kein Schatten auf den frohen Tag.

In der festlich geschmückten Dorfkirche vollzog der alte Pastor Degenhart, der auch schon das glückliche Elternpaar getraut hatte, den Tauffakt an dem kleinen Majoratsrben, den der ehemalige Erbe mit seiner Braut zusammen über der Taufe hielt.

Auf der Wolsburg fand darauf eine festliche Tafel statt, an der manches Glas Champagner auf das Wohl und Glück des kleinen Diethelm gekert wurde.

Als aber die Gäste fort waren, bestanden die Eltern noch einmal Hand in Hand das Kinderzimmer und leugten sich über die mit rosafarbenen Vorhängen gezeierte Wiege, darin ihr Glück schlief.

Die Häufchen fest an die rosigen Wäddchen gepreßt, lag der kleine Bube da und träumte seinen unschuldvollen Kindertraum. Maximilian aber zog sein junges Weib an sich und küßte es. „Dir danke ich mein Glück, geliebtes Weib, und tausendfach möchte ich es Dir vergetten.“

Sie sah mit inniger Liebe zu ihm auf. „Vergiß nicht, Maximilian, Du schenkst mir schon alles, was Du besitzt: Dein Herz und die Heimat.“

(Ende.)

Alterspension in Australien.

Ein interessanter Altersversorgungplan wird von Melbourne berichtet. Er ist das Ergebnis der Kommissionsberathungen, die auf Veranlassung des australischen Staatenbundes unter dem Vorhitz des Generalpostmeisters veranstaltet worden sind. Der Plan schlägt in der Hauptsache vor, die Bundesregierung solle allen Personen im Alter von 65 Jahren die andauernd 25 Jahre innerhalb des Bundesgebietes gewohnt haben, Pensionen von wöchentlich 10 Schilling ausbezahlen und zwar unter geschicktem Rechtsanspruch und nicht als Sende der Wohlthätigkeit. Die Kosten werden auf anderthalb Millionen Pfund Sterling angeschlagen und sollen der Bundeskasse zur Last fallen. Diese Pensionen sollen alle vierzehn Tage ausgezahlt werden und zwar durch die Postanstalten im ganzen Bundesgebiet. In besonderen Fällen soll schon mit sechzig Jahren der Bezug der Pension gewährt werden. Zum Besuze der Pension sind alle diejenigen berechtigt, die nicht über 26 Pf. St. (520 M.) Jahreseinkommen besitzen. Geisteskranken und sonst körperlich Hilfslos wird die Unterführung durch Anstalten zugute gebracht werden und Trunkenbolde sollen unter Aufsicht gestellt werden. Chamberlains Gedanke, die Privatunterstützungs- und Krankentassen zur Durchführung des Altersversorgungsplans nutzbar zu machen, wurde von der Bundeskommission hauptsächlich aus dem Grunde verworfen, weil die genannten Gesellschaften durchweg dem Plane abgeneigt seien und weil die von diesen Gesellschaften gemachten Anläufe, durch Beiträge eine Altersversorgung einzurichten, an dem Mangel an Beteiligung der Mitglieder gescheitert sei. Das deutsche System kann ebenfalls als Plan im ganzen keinen Anklang, doch schlug die Kommission vor, ihren eigenen Plan durch gewisse Züge des deutschen Systems zu erweitern. Es könnte zum Beispiel die Befassung des Pensionsfonds dadurch erleichtert werden, daß die Regierung einen Versicherungsplan ins Leben rufe, der es Eltern möglich mache, durch Prämienzahlungen nach dem Grundhitz der hinausgeschobenen Leibernten die spätere Zukunft ihrer Kinder zu sichern. Der neue Altersversorgungsplan ist von der Kommission einstimmig genehmigt worden und soll alle Aussicht haben, in der nächsten Tagung des australischen Bundesparlamentes durchzugehen.

Beim Dorfbad.



„Aber, gib mir ein Mittel fürs Rammuch, i kanns nimmer ausshalten vor Schmergen!“

„Aber? Na woaht, Mich, fürs Rammuch hab i jet grad nix dahoam. Aber a ganz a neues Mittel fürs Rammuch hab i da, des nimmt mit; lost' auch net mehr.“

Natürlich müssen wir ein Schlachtschiff bauen, das noch größer ist als die ‚Dreadnought‘. Wiete loß berse mer uns nit.“

Die Welt in sein Herz zwingen können, ist mehr wert, als sie im Eilzug durchzuführen.